

SOFIE BERG

Mit dem Mut *des Herzens*

ROMAN



S O F I E B E R G

Mit dem Mut
des Herzens

S O F I E B E R G

Mit dem Mut
des Herzens

R O M A N

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Mit dem Mut des Herzens (2020)
Schicksalstage am Fjord (2019)

*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag
Instagram: @gmeinerverlag
Twitter: @GmeinerVerlag



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2020 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 2095 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2020

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchardt
Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © ullstein bild
und Norwegische Nationalbibliothek – Nasjonalbiblioteket.

Fotografie von Anders Beer Wilse:
https://www.nb.no/items/URN:NBN:no-nb_foto_NF_WF_16947
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 9978-3-8392-6555-0

*Zur Erinnerung an
die wundervollste Mutter der Welt
Ich vermisste dich*

1. KAPITEL

Auf der Nordsee, November 1945

»Jetzt ist es nicht mehr weit bis zur Elbmündung. Da hinten auf der rechten Seite ist schon Cuxhaven. Ab da noch ein Stück die Elbe rauf und wir sind endlich in Hamburg.« Georg Reimers rieb sich die vor Kälte geröteten Hände, während er seiner Frau ein Lächeln zuwarf, das allerdings nur zögerlich erwiderst wurde.

Sollte ihre Reise endlich ein Ende finden?

Ingrid mochte es kaum glauben. Fast drei Wochen waren vergangen, seit sie beide zusammen mit ihrer kleinen Tochter Eva Trondheim verlassen hatten. Ihr kamen es wie Monate vor. Die Gesichter ihrer Familie waren nur noch flüchtige Schemen an einem fernen Horizont und auch ihr Elternhaus in der Margrethes gate hatte seine Konturen verloren, als wäre Nebel aufgezogen, der alles wie eine feuchte Wolke einhüllte.

Sie waren nur langsam vorangekommen. Aufgrund der Gefahr von Minen hatte das ehemalige Lazarettschiff der deutschen Marine nur bei Tage fahren können. Mit jedem Tag, den sie auf See verbracht hatten, war Ingrid mehr und mehr in einen gleichmäßigen Trott verfallen, der nach und nach jegliche Antriebskraft in ihr aufgesaugt hatte. Aufstehen, Eva versorgen, sich mit Georg, der nicht mit ihnen in der

Kabine nächtigen durfte, auf Deck treffen, Mittagessen, Eva in den Schlaf wiegen, sich erneut mit Georg treffen, Abendessen und Eva ins Bett bringen. Ingrid hatte das Gefühl, sich in ein Uhrwerk verwandelt zu haben, das ohne eigenes Zutun vor sich hinlief. Unterbrochen wurde es nur von gelegentlichen Unterhaltungen mit den anderen Müttern in der Kabine. Auch sie junge Norwegerinnen, die sich in den Feind verliebt und mit ihm ein Kind bekommen hatten. Wie ihr selbst war es ihnen gelungen, ihren Liebsten ausfindig zu machen und zu heiraten. Auch wenn eine Heirat mit dem Feind die Ausweisung aus Norwegen bedeutete. Unmittelbar vor der Abfahrt hatte Ingrid zudem erfahren, dass der norwegische Staat ihr auch ihre Staatsangehörigkeit aberkannt hatte.

Mit einem Gesetz, das sogar rückwirkende Geltung besaß. Es schien, als gäbe es für ihr Land kaum ein schlimmeres Verbrechen als sich zu verlieben. Nein, es war ja nicht mehr ihr Land. Sowohl auf dem Papier als auch in den Augen ihrer Landsleute gehörte sie nicht mehr dazu, war zum Feind geworden.

Wie ein Lichtblitz, der eine Leinwand erhellt, sah sie für einen kurzen Augenblick das Bild ihrer Mutter vor sich. Die von Fältchen umkränzten kornblumenblauen Augen lächelten sie liebevoll an, während von den Wimpern langsam die Tränen hinabtropften.

Ingrid presste ihren Kiefer fest zusammen, als sie merkte, wie in ihr bei der Erinnerung an den Abschied von ihrer Mutter die Tränen aufstiegen.

Ob ihre Mutter noch einmal nach Orkanger gefahren war? Sie hatte es ihnen bei ihrem Besuch Ende Oktober versprochen. Im Gegensatz zum Rest ihrer Familie hatte sie nie einen Zweifel daran gelassen, dass Ingrid und Eva niemals der Feind sein würden.

So sehr Ingrid sich bemühte, die Tränen ließen sich nicht länger zurückdrängen. Hastig wischte sie mit den vor Kälte starr gewordenen Händen über die Wangen. Dabei warf sie einen Blick zu Georg hinüber, ob der ihren Gefühlsausbruch mitbekommen hatte.

Doch Georg starnte in die Ferne wie ein Matrose im Ausguck, der sich nicht sicher war, ob er Land entdeckt hatte. »Das gibt's doch gar nicht«, murmelte er und umklammerte die Reling, dass seine Fingerknöchel, eisigen Gletschern gleich, weiß hervortraten.

Ingrid vergaß ihren Kummer und trat dicht an ihren Mann heran, um gleichfalls zum Ufer, dessen Umrisse immer deutlicher hervortraten, hinüberzusehen. »Was ist denn los?«

Sie musste ihre Frage wiederholen, bevor sie von Georg Auskunft erhielt. »Wir fahren in den Nord-Ostsee-Kanal«, sagte er, seine Stimme von Unglauben durchtränkt.

»Ist das nicht gut?«, fragte Ingrid vorsichtig, als fürchtete sie, Georgs Antwort gefiele ihr nicht.

»Der Kanal führt zur Ostsee«, informierte Georg sie, dabei jedes der Worte in die Länge ziehend. »Weg von der Elbe und Hamburg.«

*

Orkanger, Norwegen, eine Woche zuvor

Eine Windbö ließ die Tür der Baracke aufschwingen. Jaulend bahnte sich der kalte Novemberwind seinen Weg in das flach in die Landschaft geduckte Gebäude.

Kristine Bakken ließ ihre schwere Tasche fallen und hechzte mit einer für ihr Alter erstaunlichen Behändigkeit zum mitten im Raum thronenden Schreibtisch, um nach einem

Stapel Papiere zu greifen, den der Wind im Begriff war, in alle Richtungen zu verteilen. Sie war nicht schnell genug, um alle Seiten zu retten. Der Macht einer jahrelangen Gewohnheit folgend bückte sie sich, um die auf den Boden gefallenen Blätter aufzuheben. Sie hatte die Hälfte beisammen, als ein schabendes Geräusch sie innehalten ließ. Der Uniformierte, der die gesamte Zeit mit gebeugtem Kopf hinter seinem Schreibtisch gesessen und weder seiner Besucherin noch dem Wind das kleinste Körnchen Beachtung gezollt hatte, hatte seinen Stuhl zurückgeschoben. Die durchgetretenen Bodenplanken erzitterten unter dem Gewicht seiner Stiefel, als er zur Barackentür ging, um diese zu schließen. Danach kehrte er zum Schreibtisch zurück. Die auf dem Boden hockende Frau ignorierte er dabei.

Mit steifen Knien erhob Kristine sich und reichte dem jungen Mann den Papierstapel. Anstatt ihn ihr abzunehmen, griff dieser nach der neben ihm liegenden Zigarettenenschachtel. Mit einer sorgfältigen Behutsamkeit, als gälte es, eine Taschenuhr aufzuziehen, nahm er eine Zigarette heraus und zündete sie an.

Wie jung er war.

Er erinnerte Kristine an ihren Sohn. Mitleid stieg in ihr auf, Mitleid für den jungen Mann, weil er in einer Zeit jung war, die der Jugend ihre Unbeschwertheit genommen hat. Unvermutet verspürte sie den Drang, ihm ein aufmunterndes Lächeln zu schenken.

Als ahnte er ihre Absicht und wollte diese unverzüglich im Keim ersticken, lehnte sich der junge Mann auf seinem Stuhl zurück und ließ seine Augen über den Körper seiner Besucherin wandern, um auf Höhe ihrer Brüste zu verharren.

Es war totenstill im Raum. Von draußen war das Geräusch von Schritten zu hören, die sich näherten und wieder entfernten. Irgendwo in der Ferne wurde ein Motor angelassen.

Auf Kristines Wangen breitete sich glühende Hitze aus. Vorsichtig, als hielte sie ein rohes Ei in den Händen, legte sie den Papierstapel auf den Schreibtisch. Dann beugte sie sich vor, um die braune Stofftasche an den abgegriffenen Henkeln zu fassen und zu sich heranzuziehen. Die ganze Zeit spürte sie die Blicke des jungen Mannes wie spitze Nadelstiche auf ihrer Haut. Sie fragte sich, wie sie jemals Mitleid mit ihm hatte empfinden können. Schnell verdrängte sie den Gedanken. Die Tasche hatte ihr ins Gedächtnis gerufen, weshalb sie gekommen war.

Sie schluckte. »Ich möchte bitte meine Tochter besuchen.«

Der Uniformierte blies einen Rauchkringel in die Luft und ließ seinen Blick erneut an seiner Besucherin hinabgleiten.

Ein eisiger Schauer rann den Rücken der Frau entlang.

Als trüge ich keine Kleidung am Leibe.

»Bitte. Ich bin extra den weiten Weg aus Trondheim gekommen, um meine Tochter noch einmal zu sehen, bevor sie abreist.« Sie zwang sich, dem Blick aus diesen kalten und durchdringenden Augen, die an das eisige Blau eines Gletschersees erinnerten, standzuhalten.

Der Uniformierte zog erneut an seiner Zigarette. Dann streifte er die Asche in einer kleinen, emailierten Schale ab und griff nach einem dicken, schwarzen Buch. »Name!«

»Ingrid Ba...« Kristine verschränkte ihre Hände ineinander. »Entschuldigung, ich meinte, Ingrid Reimers.«

Wie hatte sie nur so nachlässig sein können, Ingrids Namen nicht zu nennen? Der junge Mann musste sie für eine törichte, alte Frau halten.

»Nicht der Name Ihrer Tochter.« Der junge Mann rollte mit den Augen. »Wenn sie offiziell hier im Lager ist, wird sie wohl mit einem der werten Herren, die wir das Pech haben,

immer noch hier beherbergen zu müssen, verheiratet sein.« Er neigte sich über die emaillierte Schale und spuckte hinein. Die Frau beobachtete, wie der dünne Faden Spucke langsam vom Rand in die Mitte der Schale lief.

Der Uniformierte klopfte mit dem Zeigefinger auf den von Rillen zerfurchten Tisch. »Wissen Sie nun den Namen Ihres Schwiegersohnes? Ich habe nämlich nicht den ganzen Tag Zeit.«

Langsam löste sich der Blick der Frau von der Schale und heftete sich auf ihr Gegenüber. »Georg Reimers von der Hafenschutzgruppe Dronheim.«

Der Uniformierte ließ seinen Finger über eine aufgeschlagene Seite gleiten. »Ach, hier haben wir ihn, Georg Reimers, Ehefrau Ingrid sowie Tochter Eva.« Mit einem spöttischen Grinsen lehnte er sich zurück. »Ein Kind haben sie auch schon. Sieh an, sieh an. Da gehört Ihre Tochter ja zu denen, die es mit der Feindbetreuung besonders gut gemeint haben.« Er musterte seine Besucherin wie eine Kuh, die auf dem Viehmarkt zum Verkauf angeboten wurde. »Dabei sehen Sie wirklich anständig aus und nicht wie die Mutter einer Deutschenhure.«

Kristine wich zurück, als hätte er ihr ins Gesicht geschlagen.

Dabei war es beileibe nicht das erste Mal, dass ihre Tochter derartig bezeichnet wurde. Auch Ingrids Geschwister waren nicht davor zurückgeschreckt, ihre jüngere Schwester auf diese Weise zu beleidigen. Dennoch schmerzte es stets aufs Neue, diesen Begriff zu hören. Aber sie durfte sich davon nicht beirren lassen. Es galt, ein Ziel zu erreichen.

»Bitte, ich möchte nur ein paar Minuten zu meiner Tochter.«

Der Mann schlug das Buch zu. »Wenn Sie Ihre Fami-

lie besuchen wollen«, er zog an seiner Zigarette und blies seiner Besucherin den Rauch entgegen, »müssen Sie nach Deutschland fahren.«

Kristine hustete, als die Rauchschwade sie einhüllte. »Das kann nicht sein«, krächzte sie. »Der Winter hat doch schon begonnen.«

»Und wie das sein kann, werte Dame. Heim ins Reich! War das nicht stets die Parole der Landsleute Ihrer Tochter gewesen?«

*

Lager Pöppendorf, Lübeck-Kücknitz, November 1945

»Ein bisschen Beeilung, gnädige Frau. Wir wollen, dass Sie heute noch ankommen.« Der ältere Mann deutete auf die Ladefläche des Lastwagens, auf dem sich bereits eine größere Gruppe von Menschen, hauptsächlich Frauen und Kinder, zusammendrängte.

Ingrid, die wegen ihrer dürftigen Deutschkenntnisse die Worte des Mannes zwar nicht verstand, aber aufgrund seiner Handbewegung deren Sinn erahnt hatte, blickte sich hektisch um.

Wo war Georg? Sie konnten doch nicht ohne ihn fahren. Warum nur hatte sie nicht darauf bestanden, dass sie zusammenblieben?

Ingrids Arme umschlossen den Körper ihrer kleinen Tochter noch ein wenig fester, während sie versuchte, sich die vergangenen knapp 24 Stunden ins Gedächtnis zu rufen. Doch es war, als hätte mit der Ankunft im Hafen von Lübeck-Trauemünde dieser Teil ihres Gehirns seine Arbeit zum großen Teil eingestellt.

Vielelleicht lag es auch daran, dass Evas Gebrüll alles überlagert hatte.

Unablässig hatte Ingrid sich bemüht, ihre Tochter zu beruhigen. Doch es schien, als hätte sich der Körper des kleinen Mädchens in den vergangenen Wochen zu sehr an das Schwanken des Schiffes gewöhnt. Kaum hatten sie den Landungssteg verlassen, hatte Eva sich lautstark bemerkbar gemacht. Auf der Fahrt vom Hafen zum Lager hatte sie sich zwar wieder beruhigt, kaum waren sie jedoch vom LKW gestiegen, hatte sie von Neuem angefangen zu brüllen. Erschöpft von der langen Zeit auf See sowie der Ungewissheit darüber, wo ihre Reise enden würde, hatte Ingrid sich nicht gewehrt, als Georg ihr mitteilte, dass sie mit Eva Aufnahme in der Sanitätsabteilung finden würde. Sie hatte nur genickt und war einer Frau in der Tracht des Roten Kreuzes in eine der Baracken gefolgt. Zu ihrer Erleichterung war Eva, nachdem sie von der Schwester mit warmem Wasser gewaschen und mit Haferbrei gefüttert worden war, eingeschlafen. In einem letzten Aufbüäumen, bevor ihr selbst die Augen zufielen, hatte sie die Schwester in ihrem gebrochenen Deutsch nach Georg gefragt. Von der Antwort hatte sie nur ein Wort verstanden. Morgen.

Nun war morgen und Georg war nicht da. Und sie und Eva sollten ohne ihn weggebracht werden. Oder war es so, dass Georg sie womöglich an dem Ort, wohin der LKW sie und Eva bringen würde, erwartete?

»Mein Mann«, fragte sie den Mann neben sich, der dabei war, einer anderen Frau auf den LKW zu helfen. Doch dieser reagierte nicht.

Was sollte sie tun? Konnte sie es riskieren und mitfahren? Was wäre, wenn Georg nicht am Ziel dieser neuerlichen Reise auf sie und Eva wartete?

Die Entscheidung wurde Ingrid abgenommen, als ihr mit einem Mal Eva aus den Armen gerissen wurde. Sogleich machte das kleine Mädchen sich daran, seinen Unmut über diese grobe Tat lautstark kundzutun.

»Wie können Sie es wagen?«, schrie Ingrid den Mann an, der unbemerkt von ihr auf den Lastwagen geklettert war und nun Eva in den Armen hielt.

Er beachtete sie jedoch nicht, sondern reichte Eva an eine der Frauen weiter, die auf den Bänken an den Längsseiten des Wagens saßen. Dann streckte er die Hand nach Ingrid aus. Für einen Moment zögerte Ingrid, bevor sie schließlich die dargebotene Hand ergriff und sich auf den LKW ziehen ließ.

*

Hamburg-Rahlstedt, November 1945

Margarete Reimers kniff die Augen zusammen und las das Telegramm ein weiteres Mal durch, als könnte sich auf diese Weise dessen Inhalt ändern. Doch die Botschaft, die die wenigen Zeilen vermittelten, änderte sich nicht. Sie ließ das Papier sinken und sah ihren Mann an, der vor dem geöffneten Ofen hockte und in der schwachen Glut stocherte.

»Das geht nicht. Wir können hier niemanden aufnehmen«, teilte sie ihm mit, als wäre er derjenige, der das Telegramm geschickt hatte.

»Was sollen wir denn tun, Grete?«, entgegnete Heinrich Reimers, ohne sein Tun zu unterbrechen. »Georg ist unser Sohn und wir sind seine Eltern. Freust du dich denn nicht, dass er lebend nach Hause kommt? Oder wolltest du noch ein Kind verlieren?«

»Natürlich nicht«, entgegnete Margarete unwirsch. »Wie

kannst du überhaupt so etwas fragen? Welche Mutter wünscht sich schon, dass ihr Kind stirbt? Dennoch können wir hier niemanden aufnehmen. Schon gar nicht eine ganze Familie.« Sie blickte auf das Telegramm und schüttelte den Kopf, als könnte sie nach wie vor nicht glauben, was dort geschrieben stand. »Was bildet sich der Junge überhaupt ein? Kommt mit Frau und Kind zurück.«

Nachdem auch ein weiterer Versuch, die schwache Glut zum Brennen zu bringen, gescheitert war, schloss Heinrich die Ofenklappe und erhob sich. »Er wird sich verliebt haben.«

»In eine Ausländerin?«

»Grete, er war in Norwegen stationiert. Dort wird es nicht so viele deutsche Frauen gegeben haben.«

»Aber wie kann er sie denn gleich heiraten? Und dann noch ein Kind?«

»Wäre es dir lieber gewesen, er hätte nicht zu seiner Verantwortung gestanden und Frau und Kind im Stich gelassen?« Heinrichs Brauen wanderten in die Höhe, als könnte er nicht glauben, dass er seiner Frau diese Frage stellen musste.

»Wenn ich ehrlich bin, ja.« Margarete hob die Hand, als sie sah, dass ihr Mann zu einer Erwiderung ansetzte. »Bevor du etwas sagst, möchte ich deinem Gedächtnis ein wenig auf die Sprünge helfen. Wir haben unsere Tochter durch einen ausländischen Bombenangriff verloren. Ebenso unsere Nichte und deren Kinder. Darüber hinaus hat ein ausländischer Bombenangriff unsere Wohnung zerstört. Und sag jetzt bitte nicht, wir hätten den Krieg angefangen. Ich kann mich nicht erinnern, dass in der Nähe unserer Wohnung irgendwelche Militäreinrichtungen gelegen hätten. Genauso wenig wie im Umkreis von Irmgardes Wohnung. Dennoch sind dort Bomben abgeworfen worden.«

»Aber wohl kaum von unserer Schwiegertochter«, entgegnete Heinrich und ging zu einer an der Wand stehenden Pritsche, wo er sich schwerfällig, als würden ihm seine Knochen nur widerwillig gehorchen, niederließ. »Und jetzt lass gut sein, Grete. Unser Sohn kommt gesund aus dem Krieg zurück. Denk an Hans und Gertrud. Was glaubst du, was die dafür geben würden, wenn sie ihren Rudi zurückbekämen?«

»Das mag ja stimmen.« Margarete sah sich in dem kleinen Raum um, in dem sie mit ihrem Mann und ihrer erwachsenen Tochter seit einigen Wochen lebte. »Aber hier ist einfach nicht genug Platz für fünf Erwachsene und ein Kind.« Ihr Blick wanderte zu ihrem Mann. »Und wo sollen sie schlafen?« In ihrer Stimme schwang leiser Triumph mit, als wüsste sie, dass sie endlich ein nicht widerlegbares Argument vorgetragen hatte.

»Das wird sich finden, Grete. Jetzt lass den Jungen doch erst mal nach Hause kommen.« Müde lehnte Heinrich sich zurück. Wenn er gehofft hatte, dadurch die Diskussion mit seiner Frau beenden zu können, so hatte er sich getäuscht.

Margarete Reimers hatte die vergangenen zwei Jahre beinahe stoisch über sich ergehen lassen. Nachdem sie die Nachricht vom Tod einer ihrer beiden Zwillingstöchter erhalten hatte, war sie in eine Art Schockstarre verfallen, die sich nach dem Verlust ihrer Wohnung weiter verstärkt hatte. Es war, als wären alle ihre Gefühle eingefroren worden. Weder ihrem Mann noch ihrer überlebenden Tochter Erika war es gelungen, diese Eisschicht zum Schmelzen zu bringen. Das Kriegsende hatte sie nur mit einem müden Schulterzucken zur Kenntnis genommen, um gleich darauf mit der Organisation ihres Alltags fortzufahren. Selbst die Nachricht, dass sie aus den Zimmern, die ihnen vom Wohnungsamt zugewiesen worden waren, ausziehen muss-

ten, weil die britischen Besatzer das gesamte Haus für sich beanspruchten, hatte sie ohne einen Gefühlsausbruch entgegengenommen. Sie hatte nur genickt und sich ans Packen gemacht. Das Einzige, was ihr in den vergangenen Monaten ein Lächeln aufs Gesicht gezaubert hatte, war Georgs kurzer Brief aus der Gefangenschaft, in dem er ihnen mitgeteilt hatte, dass er am Leben und bei guter Gesundheit wäre. Doch dieses Lächeln war so schnell verflogen, wie es gekommen war. Dann waren ihre Gefühle wieder in den Eispalast zurückgekehrt. Erst Georgs Telegramm mit der Nachricht, dass er nicht allein heimkehrte, hatte es geschafft, diesen Palast zum Schmelzen zu bringen.

»Zu Hause«, zischte sie. »Das hier nennst du zu Hause?« Sie schwenkte ihren Arm durch die Luft, als würde sie den Raum, in dem sie sich befanden, einem Kaufinteressenten anpreisen.

»Na ja. Eine Luxusherberge ist es nicht gerade. Aber wir haben immerhin ein Dach über dem Kopf.«

»Ein Dach über dem Kopf«, entgegnete Margarete höhnisch. »Das ist aber auch das einzige Gute, was man über diesen Stall hier sagen kann.«

»Wir sind ausgebombt worden, Grete, wie halb Hamburg auch. Wir können froh sein, dass wir nicht auf der Straße leben müssen.«

»Wir hatten eine gute Unterkunft, Heinrich.« Ein erneuter Blick durch den Raum ließ Margarete angewidert die Nase rümpfen. »Jedenfalls hatten wir richtige Möbel, einen vernünftigen Ofen und ein richtiges Badezimmer, das wir benutzen konnten. Und hier? Ein Wasserhahn für acht Familien. Vom Rest will ich mal lieber schweigen. Und wer ist dafür verantwortlich? Ausländer. Und jetzt verlangst du, dass ich mit einer von denen zusammenwohne. Womög-

lich noch mein Bett mit ihr teile.« Ein erneutes Naserümpfen folgte ihren Worten.

»Grete, was sollen wir denn tun?«, fragte Heinrich mit leiser Stimme, als wäre die Müdigkeit kurz davor, ihn zu überwältigen.

Er erhielt keine Antwort. Erst nachdem er die Augen geschlossen hatte, fing seine Frau an zu sprechen. »Georg weiß nichts von dieser Baracke. Er denkt noch, wir sind in dem großen Haus an der Alster einquartiert. Wenn er es wüsste, würde er bestimmt verstehen, dass er hier nicht unterkommen kann.«

»Er weiß es aber nicht, Grete. Und jetzt möchte ich schlafen.« Heinrich hatte kaum die Augen geschlossen, als ihn Stoff an der Nase kitzelte. Mit einem Seufzer öffnete er die Augen wieder. Seine Frau stand vor der Pritsche, in der Hand seinen Mantel. »Mir ist zwar kalt, aber nicht so kalt, dass ich noch den Mantel über die Decke legen muss. Das hebe ich mir für die richtig kalten Wintertage auf.«

»Du sollst dich auch nicht damit zudecken, sondern den Mantel anziehen.«

Verständnislos starzte Heinrich seine Frau an. Er hatte begriffen, dass der Tod von Anneliese unauslöschliche Spuren bei ihr hinterlassen hatte. Es war, als hätte sie sich über Nacht in eine andere Frau verwandelt. Er hatte ihre Unnahbarkeit ertragen, weil er in seinem tiefsten Inneren davon überzeugt gewesen war, dass, wenn der Krieg zu Ende war und Georg zurückkehren sollte, die Starre abfallen und seine Frau ihre Zuversicht und Fröhlichkeit zurückerlangen würde. Er blickte sich um.

Nein, schön war dieser Ort nicht. Und schön waren auch diese Zeiten nicht. Es stand in den Sternen, wann sie wieder eine richtige Wohnung haben, geschweige denn genug zu

essen bekommen würden. Und auch seine Arbeit im Hafen war von Ungewissheit geprägt. Die Engländer hatten nun das Sagen. Gleich nach Kriegsende waren sie gekommen und hatten sich die Werft unter den Nagel gerissen, vieles abtransportiert und sie alle, Firmenleitung und Arbeiterschaft, darüber im Unklaren gelassen, wie es weiterging. Aber konnte man es ihnen verdenken? Sie wollten verhindern, dass die Werft jemals wieder in der Lage sein würde, für das Militär Schiffe zu bauen. Und so schlimm ihre gegenwärtige Lage auch war, die der Zwangsarbeiter und KZ-Gefangenen, die die Werft beschäftigt hatte, war noch viel schlimmer gewesen.

»Du wirst nach Lübeck fahren und deinem Sohn mitteilen, dass er hier nicht wohnen kann. Schon gar nicht mit Frau und Kind«, holte ihn die Stimme seiner Frau zurück in die zugige Kälte der Wohnbaracke an der Sieker Landstraße.

»Nach Lübeck?«, fragte er, als hätte seine Frau ihm vorgeschlagen, ins Ausland zu reisen.

Etwas, was zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine ferne Utopie war. Nicht, dass er das vorgehabt hätte. Er wollte in seiner Heimatstadt bleiben, helfen sie wieder aufzubauen.

»Ja, nach Lübeck. Von dort hat Georg das Telegramm geschickt.«

»Wie stellst du dir das vor, Grete? Ich kann doch nicht so einfach nach Lübeck fahren. Und schon gar nicht jetzt am Abend.«

»Dann fahr meinetwegen morgen früh. Aber einer muss fahren. Oder willst du, dass ich das mache?«

Heinrich sah seine Frau stumm an. Er begriff, dass sie fest entschlossen war, ihren Sohn daran zu hindern, mit seiner Familie zu ihnen zu ziehen.

Es war natürliche zu begrüßen, dass ihre alte Lebhaftigkeit sich zurückgemeldet hatte. Aber er hätte es vorgezogen, dass sie sich auf andere Weise äußern würde. Die Rückkehr des einzigen Sohnes aus dem Krieg, noch dazu gesund, sollte ein Anlass der Freude und nicht des Ärgers sein. Doch wie sollte er seine Frau davon überzeugen? Vielleicht war es tatsächlich besser, Georg würde mit seiner kleinen Familie erst einmal woanders unterkommen. Dann konnten sie sich in Ruhe kennenlernen und Grete würde ihre Abneigung überwinden.

»Also gut, ich fahre.«

*

Lager Pöppendorf, Lübeck-Kücknitz, am gleichen Tag

»Was soll das heißen, Sie wissen immer noch nicht, wo meine Frau und meine Tochter sind?«, brüllte Georg den Mann vor ihm an. »Sie haben sie doch selbst losgeschickt. Da müssen Sie doch wissen, wohin der Transport gegangen ist.«

»So leicht, wie Sie sich das vorstellen, ist das nicht, Hauptgefreiter Reimers. Die ankommenden Flüchtlinge werden im Lager nur versorgt und dann weiter auf die verschiedenen Kreise und Gemeinden in Schleswig-Holstein verteilt, da die Stadt Lübeck niemanden mehr aufnehmen kann.«

»Das ist mir so was von egal, was die Stadt Lübeck kann oder nicht. Ich will meine Frau und meine Tochter zurückhaben. Und im Übrigen sind die beiden keine Flüchtlinge. Wir haben ein Zuhause. Und das ist Hamburg. Wenn Sie nicht so unfähig gewesen wären, wären wir auch schon längst auf dem Weg dorthin.«

»Ich muss Sie bitten, sich zu mäßigen, Hauptgefreiter Reimers. Sonst muss ich die Engländer einschalten.«

Der letzte Satz entfaltete die beabsichtigte Wirkung. Georgs Schultern sackten hinab und er trat einen Schritt zurück.

Noch mal zu den Engländern? Nein danke. Die Begegnung am heutigen Vormittag hatte ihm gereicht. Ausgefragt hatten sie ihn, als wäre er ein Verbrecher, der zum Verhör geladen worden war. Zugegeben, sie waren höflich geblieben, hatten ihm sogar eine Zigarette angeboten. Aber der Unglaube, der ihm entgegengeschlagen war, als er ihnen erzählt hatte, dass er nicht mal in der Hitlerjugend gewesen war, hatte ihn geärgert. Erst nach drei Stunden, in denen sie ihn mit unablässigen Fragen zermürbt hatten, hatte er gehen dürfen. Und dieses Erlebnis hatte er nun nicht vor zu wiederholen.

»Ich möchte doch nur meine Frau und meine Tochter zurück«, sagte er in einem deutlich gemäßigteren Tonfall. »Die beiden sind fremd hier in diesem Land. Noch dazu spricht meine Frau nur schlecht Deutsch.«

»Das versteh ich alles, Hauptgefreiter Reimers. Ich kann mich nur erneut dafür entschuldigen, dass wir die beiden für Flüchtlinge gehalten haben, und Ihnen versichern, dass wir alles dafür tun, sie möglichst schnell zu Ihnen zurückzubringen.«

*

In einem Dorf in Schleswig-Holstein, gleicher Tag

Ingrid hatte ihr Zeitgefühl vollkommen verloren.

Wie lange lag ihre Abreise aus dem Lager in Lübeck zurück? Stunden, Tage, Wochen? Sie wusste es nicht. Dabei hatte sie gedacht, das Ende ihrer Reise wäre endlich gekommen. Georg hatte ihr erzählt, sie wären nur in Lübeck angekommen, weil

der Hamburger Hafen zu sehr zerstört war. Und Hamburg war nicht weit von Lübeck entfernt. Dorthin könnten sie auch mit dem Zug fahren. Doch nun sah es so aus, als gelängen sie niemals dorthin. Und was noch viel schlimmer war, sie wusste nicht einmal, ob sie Georg jemals wiedersähen.

Die Verzweiflung, gegen die Ingrid die vergangenen Stunden tapfer angekämpft hatte, drohte sie zu übermannen. Sie bohrte ihren linken Daumennagel in die Spitze ihres linken Zeigefingers. Der einsetzende Schmerz zog genug Aufmerksamkeit auf sich, um sie ihre gegenwärtige Lage für einen kurzen Moment vergessen zu lassen. Kaum hatte sie ihre Finger voneinander gelöst, meldeten sich Sorge und Verzweiflung mit umso größerer Wucht zurück.

Wenn sie wenigstens verstände, was um sie herum gesprochen wurde! Warum nur hatte sie es versäumt, richtiges Deutsch zu lernen? Das, was sie konnte, reichte bei Weitem nicht aus. So konnte sie zwar nach dem Weg fragen. Doch was nützte ihr das, wenn sie die Antwort nicht verstand?

Georg hatte in den vergangenen Jahren genug Norwegisch gelernt, um sich mit ihr ohne Schwierigkeiten verständigen zu können. In diese vermeintliche Sicherheit hatte sie sich einlullen lassen. Zwar hatte sie spätestens seit Kriegsende begriffen, als sich der Hass gegen die jungen Frauen, die mit Deutschen Beziehungen eingegangen waren, wie ein schweres Gewitter entladen hatte, dass ihre Zukunft nicht in Norwegen liegen konnte. Jedenfalls nicht, wenn sie ihrer Tochter ein Leben in Schande und Verachtung ersparen wollte.

Aus diesem Grunde hatte sie alles dafür getan, mit Georg in Verbindung zu treten, und sogar das Risiko auf sich genommen, ihn in der Nähe des Kriegsgefangenenlagers zu treffen. Danach die aufwendigen Gänge zu den Behörden und den britischen Stellen, die über Georgs Schicksal zu entscheiden

hatten. An alles hatte sie gedacht, jedes erforderliche Dokument besorgt, damit sie und Georg endlich heiraten konnten. Auch um ihre Aussteuer hatte sie sich gekümmert. Mit ihrer Mutter und auch allein hatte sie dagesessen, genäht und gestrickt, als hätte es gegolten, einen Handarbeitswettbewerb zu gewinnen. Nur das Deutsch lernen, das hatte sie vergessen. Hatte sie es wirklich vergessen oder hatte sie es nur nicht lernen wollen? Diese fremde harte Sprache, die ihr unangenehm in den Ohren klang und von der sie nicht glaubte, dass es ihr jemals gelänge, sie richtig zu beherrschen.

Doch welche Wahl bliebe ihr? Zurück nach Norwegen konnte sie, allen Beteuerungen Georgs zum Trotz, nicht. Und sie wollte es auch nicht. Auch wenn sie ihre Mutter vermisste. Den einzigen Menschen, der immer zu ihr gestanden hatte. Und von dem sie wusste, dass dieser, egal, was sie tat oder sagte, immer zu ihr stände. Zwar hatte sie nun einen Ehemann, der sie beschützte und ihr half. Aber eine richtige Nähe, bei der man dem anderen blind vertraute, war noch nicht aufgekommen, ungeachtet aller Verliebtheit. Und es sah so aus, dass sie auch niemals Gelegenheit bekäme, diese Nähe herzustellen.

Nun saß sie allein mit ihrer Tochter in einer fremden Stadt in einem fremden Land, dessen Sprache sie kaum verstand. Und von den Blicken zu schließen, die die Menschen ihr zuwarf, wenn sie versuchte, ihnen ihr Anliegen zu schildern, hielten diese sie im besten Falle für minderbemittelt, im schlimmsten Falle für gefährlich, eine Verbrecherin, die gekommen war, um ihnen ihr Hab und Gut zu stehlen. Zwar waren auch die Frauen, die mit ihr und Eva zunächst im Lastwagen, dann im Zug gereist waren, nicht auf einen begeisterten Empfang gestoßen, aber sie hatten sich zumindest verständigen können.

Leise stand Ingrid auf, um die neben ihr liegende Eva nicht zu wecken, und trat an das Fenster der kleinen Dachkammer. Draußen badete die Landschaft im Mondlicht. Nichts wies darauf hin, dass es jemals einen Krieg, jemals Tod und Zerstörung gegeben hatte. Nur die neuen Bewohner der Dachstube, außer Ingrid und Eva noch eine Frau, etwas älter als Ingrid, und ihre beiden Töchter, zeugten von den Veränderungen, die der Krieg mit sich gebracht hatte.

Ingrid hatte sich gefreut, dass sie und Eva nicht allein bei der Bauersfamilie einquartiert worden waren. Denn diese hatte kein Hehl daraus gemacht, dass die aufgezwungenen Gäste mehr als unwillkommen waren. Das karge Abendessen in Form von dünnem Haferschleim, das sie ihnen angeboten hatten, stand in starkem Kontrast zu der üppigen Mahlzeit aus Brot, Wurst und Käse, die sie sich selbst serviert hatten. Ingrid hatte gehofft, durch die gemeinsam erfahrene Ausgrenzung in ihrer Mitbewohnerin, wenn nicht eine Freundin, so zumindest ein ihr und Eva freundlich gesonnenes Wesen gefunden zu haben. Doch es schien, als glaubte die Frau, die, das zumindest hatte Ingrid verstanden, mit ihren Kindern vor den Russen geflüchtet war, in der Gunst der Bauersfamilie zu steigen, wenn sie sich so wenig wie möglich mit Ingrid abgab. Am Anfang hatte sie noch freundlich gelächelt, doch kaum hatte Ingrid den Mund aufgemacht, hatte sich ihr Gesicht zunächst überrascht, dann verächtlich verzogen.

Als würde ich eine ansteckende Krankheit haben, dachte Ingrid mehr traurig als wütend. Die Mahnungen der deutschen Apothekerhelferin, die nach Kriegsende den Kontakt zu Georg hergestellt hatte, kamen ihr in den Sinn.

Sie hatte sie davor gewarnt, dass die Deutschen nicht begeistert sein würden, das wenige, was sie noch besaßen, mit einer Ausländerin zu teilen.

Sicher, ihre Sprachkenntnisse ließen noch mehr als zu wünschen übrig. Aber durch die Heirat mit Georg war sie doch auch zu einer Deutschen geworden. Allerdings schien wohl selbst die gemeinsame Sprache nicht zu genügen, wenn sogar die Flüchtlingsfrau aus Deutschlands ehemaligem Osten auf Abneigung stieß.

Ingrid lehnte den Kopf gegen die Fensterscheibe.

Wo war nur Georg?

Der kommende Morgen bot nicht viel Neues. Wieder wurde ihnen dünner Haferschleim serviert, während sich die Bauersleute an dick mit Butter bestrichenen Brotscheiben gütlich taten. Ingrid hatte beschlossen, dass sie das nicht zu kümmern hatte. Sie würde nicht an diesem Ort bleiben, sondern alle Hebel in Bewegung setzen, um Georg zu finden.

Dieses Kunststück war ihr schon einmal gelungen. Warum sollte sie es nicht ein zweites Mal schaffen? Wenn die Deutschen ihr nicht weiterhalfen, würde sie sich eben an die Briten wenden. Auf der Fahrt vom Lager hierher waren sie britischen Militärfahrzeugen begegnet. Wenn sie sich gleich mit Eva auf den Weg machte, würde sich bestimmt die Gelegenheit bieten, auf eines dieser Fahrzeuge zu treffen und den Fahrer um Hilfe zu bitten. Es war schließlich erst früh am Morgen. Da blieb ihnen noch viel Zeit. Vielleicht gab es auch im Ort eine britische Dienststelle. Zwar sprach sie kein Englisch, aber sie konnte Georgs Namen aufschreiben und auf ihren Ehering deuten.

Von neuer Zuversicht erfüllt, machte Ingrid sich nach dem Frühstück sogleich daran, ihren Koffer zu packen. Da sie am Abend zuvor kaum etwas ausgepackt hatte, dauerte das nicht lange. Als sie den Koffer in der einen Hand, mit dem

anderen Arm ihre Tochter haltend, die steile Treppe herabstieg, hörte sie von der Eingangstür her Stimmen.

Konnte Georg gekommen sein?

Ingrid beschleunigte ihre Schritte. Erst als sie einen fremden Mann in der Eingangstür entdeckte, der sich mit der Bauersfrau unterhielt, wurde sie langsamer. Die Enttäuschung ließ in ihr den Wunsch aufkommen, wieder nach oben zu flüchten. Der Gedanke an ihre Mitbewohnerin ließ sie davon allerdings rasch Abstand nehmen. Diese hatte Ingrid beim Packen nicht aus den Augen gelassen, sich sogar erdreistet, ein Wäschestück in die Luft zu halten, um zu prüfen, ob dies auch wirklich Ingrid gehörte.

Langsam ging Ingrid weiter. Sie war fast bei der Bauersfrau angekommen, als diese ihr den Kopf zuwandte.

»Sie kommen genau richtig. Der Herr hier hat den Auftrag, Sie und Ihre Tochter abzuholen.«

Als Ingrid sie fragend anstarrte, schnalzte sie ungehalten mit der Zunge. »Sie weg«, rief sie dann und deutete mit dem Finger erst auf Ingrid und dann auf den Mann im Türrahmen.

*

Lager Pöppendorf, Lübeck-Kücknitz, November 1945

»Es tut mir leid, Herr Reimers«, sagte der Mann bedauernd.
»Aber Ihr Sohn befindet sich nicht mehr bei uns.«

Heinrich kratzte sich am Ohr. »Können Sie mir sagen, wohin er gebracht wurde?«

»Na, nach Hause. Sie als sein Vater sollten wissen, wo das ist.«

»Ja, ich weiß, wo sein Zuhause ist beziehungsweise war.

Denn wir sind ausgebombt worden. Und wo wir jetzt sind, da können wir niemanden aufnehmen.«

»Das tut mir leid, Herr Reimers. Aber hier im Lager sind unzählige Menschen, die nicht nur kein Zuhause mehr, sondern sogar ihre Heimat verloren haben und nun auf der Suche nach einem Ort sind, wo sie neu anfangen können. Die meisten von ihnen Frauen und Kinder. Denn die Männer sind entweder tot oder in Kriegsgefangenschaft.

Und da kommen Sie und beschweren sich, dass Sie Ihren Sohn aufnehmen müssen? Wissen Sie, wie viel Glück Sie haben, dass Ihr Sohn nicht nur den Krieg überstanden hat, sondern nach nur einigen Monaten Kriegsgefangenschaft entlassen wurde? Und darüber hinaus in seine Heimatstadt zurückkehren darf. Denn Hamburg hat eine Zuzugssperre erlassen. Die nehmen nur noch jemanden auf, der entweder einen Mangelberuf hat oder schon vor dem 1.9.1939 in Hamburg gewohnt hat.« Der Mann hielt inne, als hätte ihn die kleine Rede erschöpft.

»Das heißt, mein Sohn ist auf dem Weg nach Hamburg«, nutzte Heinrich die Stille, um sich letzte Gewissheit zu verschaffen.

»Ich vermute, er ist schon längst da.«

*

Hamburg, Hartungstraße, Zentrale Beratungsstelle für entlassene Soldaten und Kriegsgefangene, November 1945

Schwungvoll drückte der Beamte den Stempel auf das dünne Blatt Papier. Der Knall, der beim Aufprall entstand, ließ Ingrid zusammenzucken. Seit ihrer unverhofften Wiedervereinigung mit Georg schienen ihre Nerven nur noch aus

frei liegenden Strängen zu bestehen, die bei der kleinsten Erschütterung zu vibrieren begannen.

Der Beamte nahm den Bogen Papier und reichte ihn Georg. »So, und nun noch Ihre Ehefrau.« Er lächelte Ingrid an und ließ aufs Neue den Stempel auf ein dünnes Blatt Papier fallen. Dann reichte er dieses Ingrid. Mit zitternden Händen nahm sie es entgegen. Die darauf gestempelten Worte verstand sie zwar nicht, aber aus dem Lächeln des Mannes schloss sie, dass es etwas Gutes sein musste.

»Nun müssen wir zum Arbeitsamt.« Sanft zog Georg Ingrid vom Stuhl hoch und deutete auf einen anderen Tisch.

Ingrid hätte beinahe aufgelacht. Wenn sie nicht um den Ernst der Lage wüsste, hätte sie glauben können, sie wäre in einem komischen Theaterstück gelandet, dessen Schauspieler sie in ihr Spiel miteinbezogen. In beinahe jeder Ecke des Raumes stand ein Tisch, hinter dem ein stempelnder Beamter saß.

Seit ihrer erneuten Ankunft im Lager Pöppendorf, bei der Georg sie und Eva bereits am Lagereingang, seinen Seesack neben sich, erwartet hatte, schwiebte Ingrid wie auf einer Wolke. Die Schrecken der Stunden zuvor, die quälende Angst und die scheelen Blicke ihrer Umgebung waren vergessen, als hätte ein Regenguss sie wie Schmutz weggewaschen.

Sie war mit Georg vereint. Was sollte ihr nun noch passieren?

Fest entschlossen, eine erneute Trennung um jeden Preis zu verhindern, war Ingrid seitdem nicht von Georgs Seite gewichen. Auf der Fahrt in dem britischen Militärlastwagen nach Hamburg hatte sie sich dicht an ihn gedrängt und seine Hand nur losgelassen, um Eva über den Kopf zu streichen, als diese kurz aufgewacht war.

Bei der Ankunft in der Hartungstraße war ihre Freude